

Donna Leon
Ein Sohn ist
uns gegeben

*Commissario Brunettis
achtundzwanzigster Fall*

ROMAN

Aus dem Amerikanischen
von Werner Schmitz

Diogenes

Titel des Originals:
›Unto Us a Son is Given‹
Das Motto aus: Georg Friedrich Händel,
Samson, 1. Akt, 3. Szene
Covermotiv: Foto von Karl Borg
Copyright © Karl Borg

All rights reserved
Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2019
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
1000/19/44/1
ISBN 978 3 257 07060 6

Für Maxim Emelyanychev

*The good we wish for, often proves our bane.
I pray'd for children, and I gain'd a son,
And such a son, as all men hail'd me happy.
But who'd be now a father in my stead?
The blessing drew a scorpion's tail behind.*

Was du dir wünschest, wird dir oft zum Fluch.
Ich bat um Kinder, und mir ward ein Sohn,
Und solch ein Sohn, dass selig sie mich priesen.
Doch nun, wer möchte Vater sein wie ich?
Der Segen trug den Stachel des Scorpions.

GEORG FRIEDRICH HÄNDEL,
SAMSON

Du weißt, ich mische mich ungern in anderer Leute Angelegenheiten«, begann Conte Falier, der seinem Schwiegersohn in einem jener altehrwürdigen Sessel gegenüber saß, die im Palazzo Falier überall herumstanden. »Aber in diesem Fall – wo er mir doch so nahesteht – komme ich einfach nicht umhin.«

Brunetti ließ dem Älteren Zeit, da er spürte, wie schwer es dem Conte fiel vorzubringen, was er auf dem Herzen hatte.

Der Conte hatte am Morgen in der Questura angerufen und gefragt, ob Brunetti nach Feierabend auf einen Drink bei ihm vorbeikommen könne, er müsse etwas mit ihm besprechen. Am liebsten wäre Brunetti bei diesem warmen Vorfrühlingswetter zu Fuß von der Questura zum Palazzo der Faliers spaziert. Doch bei dem wolkenlosen Himmel verbot sich allein schon die Riva degli Schiavoni, und die Piazza San Marco überqueren zu wollen wäre blanker Wahnsinn. Die vom Lido kommenden Vaporetti hingegen waren um diese Zeit zwar voll, platzten aber nicht mehr aus allen Nähten, und so hatte er resigniert seine Abneigung gegen öffentliche Verkehrsmittel überwunden, die Nummer eins nach Ca' Rezzonico genommen und stand schon früh am Abend vor der Tür.

»Ich halte nichts von Klatsch«, beteuerte der Conte. Brunetti horchte auf. »Grundsätzlich nicht.«

»Dann lebst du in der falschen Stadt«, meinte Brunetti

und lachte, um seiner Antwort die Spitze zu nehmen. »Und solltest die Venezianer meiden.«

Auf dem Gesicht des Conte machte sich ein entspanntes Lächeln breit. »Ersteres stimmt nicht, wie du weißt«, sagte er und setzte, noch breiter lächelnd, hinzu: »An Letzterem könnte etwas dran sein – aber was will man machen? Es ist zu spät. Ich verkehre, seit ich denken kann, mit Venezianern.«

Immer noch verwundert, dass sein Schwiegervater Klatsch über seinen besten Freund auch nur diskutieren wollte, fragte Brunetti: »Stammen diese Gerüchte über Gonzalo von einem Venezianer?«

»Ja, von einem Rechtsanwalt«, räumte der Conte ein, hob aber sogleich die Hand, damit Brunetti gar nicht erst nach dem Namen fragte. »Von wem ich es gehört habe, spielt keine Rolle. Wichtig ist nur die Geschichte selbst.«

Brunetti nickte. Wie die meisten Venezianer war er es gewohnt, in einem Strudel aus wahren und falschen Erzählungen dahinzutreiben; doch anders als die meisten Venezianer hatte er keine Freude daran: Langjährige Erfahrung hatte ihn gelehrt, wie unbrauchbar das meiste war. Selbst von schlüpfrigen Geschichten, die ihn zum Erröten brachten, blieb Brunetti als Commissario nicht verschont; und als Leser waren ihm Dinge wie Suetons Schilderungen der Vergnügungen eines Tiberius wohlvertraut. Sein Verstand aber warnte ihn, dass Venezianer selbst die Taten und Untaten von Menschen ausschmückten, die sie gar nicht kannten, und unbekümmert um mögliche Folgen auch die unglaublichsten Gerüchte weitererzählten.

Natürlich interessierte ihn, was die Leute so anstellten,

nur glaubte er dergleichen erst, wenn er hinreichend Beweise dafür hatte. Darum würde Brunetti auch alles, was man seinem Schwiegervater erzählt haben mochte, mit Vorsicht genießen, es zunächst einmal als unbewiesen ansehen, nicht als unumstößliche Tatsache.

Während er darauf wartete, dass der Conte zur Sache kam, schweiften Brunettis Gedanken ab zu der Entscheidung, um die seine Familie sich seit Jahren drückte: Was sollte mit der Villa bei Vittorio Veneto geschehen, die der Conte und die Contessa nicht mehr bewohnten und die auch Brunetti und seine Familie nur noch äußerst selten nutzten? Während sie schwankten und zauderten, war unter den Fenstern an der Nordseite Wasser ins Gemäuer eingedrungen, und nun verlangte der Verwalter auch noch eine erhebliche Lohnerhöhung.

Als könne er Brunettis Gedanken lesen, bemerkte der Conte: »Es geht nicht um die Villa, auch wenn Gonzalo mich an sie erinnert.«

Irritiert von dem Vergleich, meinte Brunetti trocken: »Ich wusste gar nicht, dass ihm Wasser in den Schädel läuft.«

Der Conte ignorierte Brunettis etwas respektlose Bemerkung und erklärte: »Du hast beide, Gonzalo und die Villa, ungefähr zur selben Zeit kennengelernt, Guido; du hast dich in ihrer Gegenwart immer wohl gefühlt; doch jetzt nagt an beiden der Zahn der Zeit.«

Gonzalo Rodríguez de Tejada, der Freund seiner Schwiegereltern und Paolas Patenonkel, gehörte zur Familie Faller, seit Brunetti denken konnte. Zu Brunettis und Paolas zehntem Hochzeitstag war er eigens aus London angereist, um ihnen sein Geschenk zu überreichen, eine Tonschale

aus dem zwölften Jahrhundert, wüstengelb und von der Größe einer Salatschüssel, an der Innenseite aber mit einer kufischen Inschrift verziert, bei der es sich vermutlich um einen Koranvers handelte. Gonzalo hatte für die Schale vorsorglich einen Plexiglaskasten anfertigen lassen, zum Schutz vor Attacken und Missgeschicken, wie sie in einem Haushalt mit kleinen Kindern vorkamen. Noch heute hing die Schale bei den Brunettis im Wohnzimmer an der Wand, zwischen den zwei Fenstern mit Blick auf den Glockenturm von San Marco.

Wenn Brunetti und Gonzalo sich in den vergangenen Jahren auf der Straße, in einem Geschäft oder im Café begegnet waren, hatten sie jedes Mal zusammen eine *ombra* oder einen Kaffee getrunken und nett miteinander geplaudert. Erst vor wenigen Monaten war ihm Gonzalo in der Nähe des Campo Santi Apostoli über den Weg gelaufen. Als Brunetti den Älteren über den Campo auf sich zueilen und eine Hand zum Gruß heben sah, war ihm aufgefallen, dass Gonzalos Haar sich von Eisengrau zu Schneeweiß verfärbt hatte; doch noch immer hielt er sich kerzengerade wie ein alter Soldat, und seine stahlblauen Augen strahlten wie eh und je – vielleicht das Erbe der Invasoren aus dem Norden, die Spanien einst heimgesucht hatten.

Sie hatten sich umarmt und einander beteuert, wie sehr sie sich über die Begegnung freuten, dann aber hatte Gonzalo in seinem vollkommen akzentfreien Italienisch erklärt, er müsse dringend zu einer Verabredung und habe leider keine Zeit für eine Unterhaltung, lasse jedoch Paola und den Kindern Grüße und Küsse überbringen.

Wie so oft strich er als Zeichen der Zuneigung über

Brunettis Wange, wiederholte, nun aber müsse er gehen, wandte sich ab und entschwand eilig in Richtung Fondamenta Nuove und des Palazzo, in dem er wohnte. Brunetti blieb stehen und sah ihm nach, wie immer glücklich, Gonzalo begegnet zu sein. Dann ging er weiter, drehte sich aber noch einmal um und versuchte, in der Menge den Rücken seines Freundes zu erspähen. Anfangs hielt er nach einem eilig ausschreitenden Mann Ausschau und fand ihn nicht, dann aber entdeckte er ihn, den großen Mann, der jetzt nur noch langsam ging, mit gesenktem Kopf, die Ellbogen abgewinkelt, eine Hand an der Hüfte, als habe er Schmerzen, die er sich vor anderen nicht anmerken lassen wollte. Brunetti hatte betroffen den Blick abgewandt.

Aus seiner Erinnerung aufschreckend, bemerkte Brunetti, dass sein Gegenüber ihn aufmerksam beobachtete. »Wann hast du ihn zuletzt gesehen?«, fragte der Conte.

»Vor zwei Monaten. Vielleicht etwas mehr«, antwortete Brunetti. »Auf dem Campo Santi Apostoli, aber wir konnten nur ein paar Worte wechseln.«

»Was für einen Eindruck hat er auf dich gemacht?«

»Wie immer, würde ich sagen«, versuchte Brunetti automatisch, einen Älteren vor der Erkenntnis zu bewahren, dass der Gleichaltrige jenen Mächten erlegen war, gegen die sie beide kämpften.

Brunetti wich dem Blick des Conte aus und betrachtete das Porträt eines jungen Edelmanns an der Wand gegenüber, der wiederum ihn zu mustern schien. Jugendfrisch und voller Leben, mit Muskeln, die sich gegen die Fesseln der vom Maler verlangten Pose auflehnten, stand er da, die Linke locker an der Hüfte, die Rechte am Knauf seines

Degens: Zweifellos irgendein Vorfahr von Paola, ein Falier, der im Kampf, an einer Krankheit oder am Alkohol gestorben war, nachdem er sich durch dieses Bild in der Blüte seiner Jahre hatte verewigen lassen.

Brunetti glaubte, Züge von Paolas Gesicht wiederzuerkennen, aber die Jahrhunderte hatten bei ihr doch manches geglättet, und nur wenn sie einmal in Zorn geriet, hatte sie jene Raubvogelaugen auf der Suche nach Beute.

»Ihr habt euch nicht länger unterhalten?«

Brunetti schüttelte den Kopf.

Der Conte senkte den Blick, stemmte die Hände auf die Oberschenkel und starrte gedankenverloren darauf herunter. Was für ein stattlicher Mann er immer noch ist, dachte Brunetti. Er nutzte die Gelegenheit, den Conte genauer anzusehen, und stellte zu seiner Überraschung fest, dass sein Schwiegervater seit ihrer letzten Begegnung kleiner geworden war. Oder vielmehr, seit er das letzte Mal auf die äußere Erscheinung des Älteren geachtet hatte. Die Schultern waren schmaler, doch das Jackett umspielte diese schmaleren Schultern noch immer sanft. Vielleicht hat er es ändern lassen, dachte Brunetti, bemerkte dann aber die modischen Aufschläge dieser Saison – also war es neu.

Der Conte betrachtete weiter seine Handrücken, als ließe sich dort eine Antwort finden; schließlich blickte er auf und sagte: »Du bist immer in einer heiklen Lage, nicht wahr, Guido?«

War das eine Frage oder eine Meinungsäußerung?, überlegte Brunetti. Bezog es sich auf den Rangunterschied zwischen ihm – dem Sohn eines Mannes aus der Unterschicht, der sein Leben lang nur Niederlagen erlitten hatte – und

Paola, der Tochter von Conte Falier und Erbin eines der größten Vermögen der Stadt? Oder womöglich auf seine beruflichen Pflichten im Gegensatz zu den Ansprüchen, die Freundschaft und Liebe an ihn stellen mochten? Oder ging es um seine Lage als Commissario der Polizei, der in die Familie eines Mannes eingehiratet hatte, mit dessen Geschäften man sich besser nicht genauer befasste?

Brunetti scheute sich zu fragen, worauf der Conte hinauswollte, und improvisierte stattdessen: »Ich denke, viele von uns geraten gelegentlich in heikle Lagen. Das ist der Lauf der Welt.«

Der Ältere nickte und legte die Hände auf den Sessellehnen ab. »Ich weiß noch, wie Paola, als sie in England studierte, uns einmal hier besuchen kam. Die meiste Zeit las sie ein Buch, über das sie eine Arbeit schreiben musste.« Seine Züge verklärten sich bei der Erinnerung an sein einziges Kind, das nach Hause gekommen war und den Kopf über seine Lektüre beugte.

Brunetti, vertraut mit den Erzählgewohnheiten des Conte, wartete ruhig ab.

»Erst am dritten Tag begann sie von dem Buch zu sprechen und von dem, was sie darüber schreiben wollte.«

»Was hat sie gesagt?« Warum, fragte sich Brunetti, sind wir immer so interessiert an dem, was geliebte Menschen früher einmal erlebt haben?

»Dass ich es auch lesen sollte«, antwortete der Conte. »Ich habe es versucht, nachdem sie wieder nach England zurückgefahren war.« Er schüttelte den Kopf wie jemand, der ein Geständnis macht. »Ich kann mit so etwas nichts anfangen – es ging um Religion, ich konnte es nicht lesen.«

»Welches Buch war das?«, fragte Brunetti, neugierig, was Paola als Studentin gelesen hatte.

»*Die Wolke des Nichtwissens*. Ich fand immer, das sei ein wunderbarer Titel für eine Autobiographie. Für jedermann«, bemerkte der Conte mit einem noch breiteren Lächeln, das der Commissario erwiderte.

Dennoch verlor Brunetti allmählich die Geduld, und so sagte er ohne Umschweife: »Sprachen wir nicht von Gonzalo?«

»Ja.«

»Mir scheint, du machst dir Sorgen um ihn.«

Der Conte nickte. Er umklammerte kurz die Armlehnen und ließ langsam wieder locker, worauf die Anspannung sich in seine Augen verlagerte. »Gonzalo ist mein Jugendfreund. Wir haben zusammen das Internat besucht.« Er sah zu Brunetti und sagte ungläubig: »Mein Gott, das ist über sechzig Jahre her.«

»Wo wart ihr da?«

»In der Schweiz«, antwortete der Conte. »Mein Vater fand, ich sollte eine Zeitlang im Ausland leben.«

»Hatte das einen besonderen Grund?«, fragte Brunetti in der Hoffnung, einen der vielen weißen Flecken im Leben des Conte ausgefüllt zu bekommen.

»Ich sollte Französisch und Deutsch lernen. An Englisch hat damals niemand gedacht«, erklärte jener. »Aber ich glaube, das war nur eine Finte. In Wirklichkeit wollte er mich von den Leuten fernhalten, mit denen ich verkehrte.«

»Warum?«

Der Conte hob beide Hände mit den Handflächen nach oben, als versuchte er einen Kritiker von seiner Unschuld

zu überzeugen. »Ich vermute, er hatte etwas gegen die politischen Vorstellungen einiger meiner Freunde.«

Brunetti suchte in seinem Gedächtnis nach politischen Unruhen in den Jahren vor seiner Geburt, fand aber nichts, was sich gegen den Adel gerichtet haben könnte. Die Roten Brigaden trugen noch kurze Hosen, und das Land erlebte gerade eine Phase wirtschaftlichen Aufschwungs.

»Hatte er Erfolg damit?«

Der Conte richtete seinen Blick auf das Fenster hinter Brunetti. »Die Sprachen habe ich gelernt. Und auch anderes.«

»Und dort hast du also Gonzalo kennengelernt«, soufflierte Brunetti.

»Er hat mir Skifahren beigebracht«, erzählte der Conte und lächelte versonnen, Brunetti dachte schon, mehr werde er über den jungen Gonzalo nicht erfahren. Das Lächeln erlosch, um sogleich wieder aufzulodern. »Er hat mir auch beigebracht, wie man beim Poker schummeln kann.« Der Conte kicherte erinnerungsselig und fuhr fort: »Er meinte, so werde ich erkennen können, wenn mich mal jemand über den Tisch zu ziehen versucht.«

»Ist das jemals passiert?«, fragte Brunetti.

»Nicht beim Poker«, antwortete Conte Falier, ohne sich weiter darüber auszulassen. »Aber die Zeichen, auf die zu achten mir Gonzalo beigebracht hat, zeigen sich auch bei anderen Gelegenheiten.«

»Wie nützlich«, meinte Brunetti.

»Sehr viel nützlicher als Skifahren«, bemerkte der Conte. »Besonders in meinem Metier.«

Welches das auch sein mag, dachte Brunetti, sagte aber

nichts. Nicht lange nachdem er Paola kennengelernt hatte, hatte er sie einmal gefragt, was genau ihr Vater eigentlich mache. Damals wusste er noch nicht, dass Paolas Humor von einem englischen Kindermädchen und vier Studienjahren in Oxford geprägt worden war, weshalb ihre Antwort ihn zunächst ziemlich verblüffte: »Er sitzt in seinem Büro im *piano nobile* des Palazzo und telefoniert.« Als er erkannte, dass sie nur scheinbar scherzte, musste Brunetti an seinen eigenen Vater denken, der tatenlos zu Hause herumgesessen und darauf gewartet hatte, dass jemand vorbeikam und ihm für den nächsten Tag einen Job als Schauer- mann im Hafen anbot. Schon damals, ganz am Anfang, war er sich der Kluft zwischen Paolas Familie und seiner eigenen bewusst gewesen: Paolas Vater ein Conte, ihre Mutter Nachfahrin von Florentiner Fürsten; Brunettis Mutter hingegen eine Frau, die mit zwölf von der Schule abgegangen war, sein Vater ein hoffnungsloser Träumer, ruiniert von jahrelanger Kriegsgefangenschaft.

Brunetti sah seinem Schwiegervater ins Gesicht und bemerkte wieder einmal die auffällig große Nase. »Wie viele Jahre wart ihr zusammen auf der Schule?«, fragte er und staunte, dass jemand wie der Conte einmal zur Schule gegangen, ja dass er jemals jung gewesen war.

Der Ältere ließ einen tiefen, keineswegs melodramatischen Seufzer vernehmen. »Vier. Von fünfzehn bis neunzehn, dann bin ich auf die Universität gekommen.« Er war bei diesen Worten immer tiefer in seinen Sessel gesunken, nun aber stemmte er sich plötzlich hoch und sah Brunetti scharf an. »Ich werde zu einem schwatzhaften alten Narren, stimmt's, Guido?« Es klang amüsiert, nicht verlegen.

»Durchaus nicht, Orazio«, sagte Brunetti. »Die Vergangenheit ist immer interessant.«

»Die ferne Vergangenheit, mag sein.« Der Conte beugte sich vor und tätschelte Brunettis Knie.

Brunetti dachte daran – eine Ewigkeit war das her –, wie er für seine erste Begegnung mit diesem Mann einen neuen Anzug gekauft hatte; der Conte hatte den Wunsch geäußert, den jungen Mann kennenzulernen, der seine Tochter heiraten wollte. Der Anzug war für Brunetti so unerschwinglich teuer gewesen, dass er sich dazu passende neue Schuhe nicht leisten konnte. Noch nicht *commissario di polizia*, aber für den Unterhalt seiner verwitweten Mutter zuständig, war Brunetti alles andere als ein attraktiver Heiratskandidat. Er konnte es nicht ändern, hatte die Einladung aber dennoch angenommen, in vollem Bewusstsein, dass er kaum Chancen hatte.

Brunetti erinnerte sich, wie er das erste Mal den Palazzo betrat. Das Dienstmädchen hatte tatsächlich einen Knicks gemacht, bevor sie ihn vor eine Tür im ersten Stock führte, dort anklopfte und ihm den Vortritt ließ.

Brunetti hatte den Conte sofort wiedererkannt, einen Mann, mit dem er schon viele Stunden im selben Raum verbracht hatte: das graue Haar, die braunen Augen, die ernste Miene. Der Conte – ebenso überrascht, seinen Gast zu kennen, wie von ihm erkannt zu werden – kam auf Brunetti zu und drückte ihm herzlich die Hand. »Sie sind der junge Mann, der über Hadrian gelesen hat«, sagte er, indem er seine Linke auf Brunettis Schulter legte.

Brunetti stammelte: »Ja, Signore«, fragte dann aber geistesgegenwärtig: »Woher wissen Sie, was ich lese?«

»Das hat mir der Bibliothekar erzählt«, antwortete der Conte. »Wir sind alte Freunde.«

»Was hat er Ihnen noch erzählt?«, rutschte es Brunetti unwillkürlich heraus. Womöglich, dass die Tochter des Conte eines Nachmittags händchenhaltend neben diesem jungen Mann gesessen hatte, während sie gemeinsam über die Schwierigkeit beim Umblättern kicherten?

Conte Falier hatte sich wortlos abgewandt, Brunetti zu einem Sessel geführt, ihm gegenüber Platz genommen und ihn dann aufgefordert, sich zu setzen. Erst als beide es sich bequem gemacht hatten, antwortete der Conte: »Nur, welche Bücher Sie in den vergangenen Wochen bestellt haben.« Brunetti ging die Titel und Autoren durch und hoffte, sie genügten den Ansprüchen des Conte: Cassius Dio, *Die Kaisergeschichte*, Philostratos, Pausanias. Eine Ausgabe von Frontos *Briefen* mit seinen vieldeutigen Bemerkungen über Hadrian war unauffindbar geblieben.

»Er hat mir erzählt«, fuhr der Conte fort, »Sie interessieren sich für Hadrian.«

Brunettis Verwirrung wuchs. Er war gekommen, um über die Tochter dieses Mannes zu sprechen, nicht über einen römischen Kaiser aus dem zweiten Jahrhundert. Seine Hände waren feucht, aber er konnte sie unmöglich an den Hosenbeinen seines neuen Anzugs abwischen. Stattdessen fragte er: »Interessieren Sie sich auch für ihn, Signor Conte?«

»Selbstverständlich«, erwiderte der Ältere mit Nachdruck. »Möchten Sie mir sagen, was Ihr Interesse an Hadrian geweckt hat?«

»Paola«, antwortete Brunetti spontan, fügte aber, da das

wenig Sinn machte, sogleich hinzu: »Sie hat von ihm gesprochen, und mir klang das ein wenig zu enthusiastisch.« Das wiederum hörte sich an, als habe Paola einen Nebenbuhler erwähnt und er habe aus Eifersucht so reagiert. Um diesen Eindruck zu verscheuchen, fügte Brunetti schnell hinzu: »Jedenfalls wenn das, was ich über ihn gelesen habe, der Wahrheit entspricht.«

»Und das wäre?«, fragte der Conte.

Brunetti hätte sich gern erkundigt, warum seine Meinung über Hadrian auf dem Prüfstand war und ob seine Antwort gegen ihn verwendet werden könne als Bewerber um die Hand der Tochter dieses Mannes. Stattdessen antwortete er schlicht: »Ich bin Polizist, Signore, und habe mir daher angewöhnt, Schilderungen des Verhaltens von Menschen so zu prüfen, als wären es Polizeiberichte.«

»Verstehe«, sagte der Conte. »Und wie verhält es sich in dieser Hinsicht mit Kaiser Hadrian?« Er war so freundlich, die Frage mit einem Lächeln zu begleiten, doch sein Interesse wirkte echt.

Brunetti fand, die Frage verdiene eine ernsthafte Antwort. »Man kennt ihn als einen der fünf guten Kaiser, doch dass Trajan ihn erst in letzter Minute adoptiert hat, ja überhaupt die ganze Regelung der Nachfolge scheint mir fragwürdig. Ganz zu schweigen von jenen Senatoren, die er aus dem Amt entfernen ließ, kaum dass er Kaiser wurde – durchweg Männer, die Kritiker von ihm waren oder die er zumindest für seine Feinde hielt.«

Der Conte nickte bedächtig, als betrachte er Bekanntes in einem neuen Licht. »Ist das der einzige Grund für Ihr Interesse an ihm?«, fragte er.

Brunetti zögerte, strich sich über die Lippen und sah aus dem Fenster hinter dem Älteren. »Paola liest zurzeit ein Buch über Hadrian. Einen Roman. Einen Briefroman. Wenn man sie so hört, wirkt der Held wie eine geschwätzige Mischung aus Mark Aurel und dem heiligen Franziskus. Ständig beteuert er, wie sehr es ihm widerstrebt, in den Krieg zu ziehen, und doch ist er jederzeit bereit, seine Soldaten auf Raubzüge und Brandschatzungen auszusenden.« Ähnlich hatte er sich auch Paola gegenüber geäußert, damit aber ihre Begeisterung für das Buch oder für Hadrian nicht dämpfen können.

Der Conte lachte laut auf. »Als sie noch jünger war, haben wir nie versucht, Paola irgendeine Lektüre auszureden; aber jetzt, wo sie älter ist, wünsche ich mir manchmal, sie würde sich an den britischen Roman halten und ihre Zeit nicht mit diesem ungereimten französischen Gefasel vergeuden.«

»Sie haben den Roman gelesen?«, fragte Brunetti, der seine Verblüffung nicht verhehlen konnte.

»Vor Jahren, aber nur ein paar Seiten«, stöhnte der Conte, als sei es die dreizehnte Aufgabe des Herkules gewesen. »Das Buch ist vollkommen unhistorisch und von grotesker Albernheit. Auch die *Historia Augusta* ist so etwas wie ein Roman, aber wesentlich unterhaltsamer und viel besser geschrieben, finden Sie nicht?«

Während Brunetti sich an den genauen Wortlaut seiner Antwort zu erinnern versuchte, hörte er eine Stimme seinen Namen rufen. »Guido? Guido?« Er riss sich von den Betrachtungen los, die man vor langer Zeit über eine noch weiter zurückliegende Vergangenheit angestellt hatte, und

richtete den Blick auf die Gegenwart. Sein Schwiegervater saß vorgebeugt und streckte eine Hand nach ihm aus.

Brunetti erklärte lächelnd: »Entschuldige, Orazio, ich musste an unsere erste Unterhaltung denken.« Er sah sich in dem vertrauten Zimmer um. »Wir saßen hier, nicht wahr?«

Der Conte nickte.

»Ich bin froh, dass ich die Prüfung bestanden habe«, sagte Brunetti, der in all den Jahren immer den Verdacht gehabt hatte, jenes Gespräch über Hadrian, gefolgt von Kaffee und Smalltalk, an den er sich nicht mehr erinnerte, habe ihm den Weg zu seinem gegenwärtigen Glück gebnet.

Der Conte öffnete lächelnd die Arme. »Ich auch, Guido«, sagte er. Dann aber wurde er plötzlich ernst: »Ich möchte, dass du an Gonzalo so herangehst wie damals an Hadrian.«

Verblüfft fragte Brunetti: »Wie meinst du das?«

»Sieh ihn mit den Augen eines Polizisten.«